

Auch hier triumphiert der soziale Gedanke: sich dem großen Ganzen einfügen, das zugewiesene Teilgebiet bearbeiten, weil nun mal nicht jeder überall Meister sein kann, und willig der Teilarbeit Anderer sich angliedern.

Es wird nun die Frage aufgeworfen: wird durch solch „öde Gleichmacherei“ nicht die geistige Vielgestaltigkeit künstlich ertötet? Gibt es überhaupt noch ein künstlerisches Schaffen, wenn Normen und Typen herrschen, wenn keinerlei Abweichung vom ledernen Durchschnitt ertragen wird?

Die Frage stellen, heißt die Grundlagen praktischen und künstlerischen Schaffens verkennen, heißt überdies der Kunst, dem Können allzu niederen Flug zumuten.

Welches sind diese Grundlagen? Zweck und Schönheit. Zwei Begriffe, die sich bedingen, deren gegenseitige Bedingtheit erst das erzeugt, worauf wir uns desto mehr zugute tun, je weniger wir es besitzen: Kultur. Kultur ist nicht die Summe jener Errungenschaften moderner Wissenschaft und Technik, mit der wir gewohnt sind, uns das Leben angenehm auszufüttern; es ist nicht die Zusammenfassung aller Hilfsmittel des täglichen Gebrauchs und der menschlichen Bedürfnisbefriedigung, nicht die Blüte des Geistes oder das Hervorbringen aller Künste schlechthin. All das ist nur Zivilisation. Kultur entsteht erst in der Beherrschung und Abrundung des Lebens und seiner Erscheinungsformen, in der Vereinigung des Zweckmäßigen mit dem Schönen. Das allein Zweckmäßige hebt den Menschen nicht über das Tier, das seinen Instinkt gebraucht, sich Hilfsmittel zur Erhaltung seines Daseins zu suchen. Das Schöne aber ohne den Zweck, und sei es der innerlichste, geistigste Zweck, ist wie die prächtige buntschillernde Orchidee im Urwald, ein Farbenspiel, ein Accord, der leer dahinglänzt, unaufgenommen, unverarbeitet zu höheren Werten. Sehen wir Kultur als die Forderung, so ergibt sich für unser Schaffen eine scharfe Erfassung des Zweckes und seine Verklärung durch Schönheit.

Dies aber ist gleichzeitig die grundlegende Forderung aller modernen Werkkunst, die sich von der Unwahrscheinlichkeit der Formverschleierung und von der Albernheit der die Zweckmäßigkeit störenden Schnörkel und Zutaten lossagt.

Nun haben sich für das Schaffen, die Werkkunst, die Zwecke, wie wir sehen, geändert. Die uns aufgezwungene äußerste Sparsamkeit in Rohstoffen und Arbeitskraft stellt neue Aufgaben: kann es unkünstlerisch sein, sich solchen Aufgaben zu widmen und sie zu meistern? Von dem Gesichtspunkte des Zweckes ausgehend, besteht keine Einengung der künstlerischen Schaffensfreiheit, sie wendet sich nur an andere Aufgaben, die die Zeit stellt. Diese Aufgaben nicht achten, für die neue Zeit unter den alten Bedingungen weiterschaffen, ist Vorbeireden am Sinn des Schaffens. Nichts klarer, als daß sich dieses Schaffen für seine neuen Aufgaben auch neue Ausdrucksmittel suchen muß. Jene Ausdrucksmittel, die mit der Größe, dem Ausmaß beliebig schalteten, sind verbraucht. Die neuen müssen gezügelter, geschlossener, fester sein. Mag

dies als Einschränkung gelten! Es ist nicht Einschränkung der künstlerischen Erfindung, die ohne Verarbeitung des Zweckes unvollendet, unkünstlerisch bleibt, es ist nur Einschränkung im Sinne von Zucht, von Selbstbeschränkung. Der Schaffende, der diese Selbstzucht nicht besitzt, der sich nicht dem Sinne des zu Schaffenden einfügt, der nicht sich der Idee unterordnet, ist nicht Künstler. Der wahre Künstler meistert den widerstrebenden Stoff zu seinem Zwecke, er modelliert nicht den Zweck nach dem Stoff.

Die gezügelteren, wir können sagen kultivierteren, Ausdrucksmittel zu entwickeln, bedarf es allerdings höheren Könnens als dessen, das sich da verläßt auf die Anordnung längst vorgelauter Klischees, die nur durch originell sein wollende Maße „wie neu“ erscheinen. Für den Mittelmäßigen, für den Nachahmer bedeutet die Vereinheitlichung der Maße, die Schaffung von Normen und Typen deshalb tatsächlich eine Einschränkung in der Abwandlungsmöglichkeit des schon Dagewesenen. Das aber darf am wenigsten ein Maßstab sein für die Beurteilung künstlerischen Schaffens überhaupt. Die Vereinfachung betrifft ja auch, wie wir sehen, das Maß nicht allein. Unsere ganze Geschmacksrichtung drängt zum Einfach-Edlen, zum Gediegenen; die gesamte Ornamentik, die Schrift, die Anordnung und Raumverteilung ist auf Klarheit, edle Schönheit, schöne Zweckmäßigkeit und ruhige Ebenmäßigkeit abgestimmt. Wir sind in der Gebrauchskunst vom Prunk zur Bornehmheit, vom Prokentum zum Wert aufgestiegen. Der Weltkrieg hat uns aus unserm bösen Parvenütum herausgerissen. Auch in der Werbekunst haben wir die Aufdringlichkeit des Marktschreierischen abgetan und schattieren sie ab nach Zweck und Schönheit. Nicht das Oberflächliche, Schreiende „zieht“ heute mehr, nur das Gediegene, Wertvolle, Echte wirkt.

Auf diese neuen Aufgaben muß sich der Künstler einstellen, für sie die neuen Formen suchen. Der Könnner wird an der Idee gestaltend aufbauen; der sie nicht meistert, wird über die Einengung seiner Bewegungsfreiheit zetern. In Wirklichkeit bleiben so unendliche Möglichkeiten, in Wirklichkeit schaffen die Grenzen erst die Kunst.

Und endlich der Künstler, der das Weltbild erfasst, von sich aus meistert, er fühlt sich nicht mehr losgelöst, vereinzelt weggerissen von jeder Ordnung und Bindung. Auch er weiß sich als Teil eines großen Ganzen, das er mitbauend vollenden hilft. Der soziale Gedanke des gemeinsamen Schaffens, des Zweckschaffens im großen Schöpfungsplan, reißt auch ihn mit fort. Sein Ziel ist Meisterschaft des Stoffes, nicht Auffallen. So ist die „Normung“ in jeder Beziehung ein echtes Kind ihrer Zeit.

Anmerkung der Schriftleitung: Nach Zeitungsberichten soll inzwischen eine vom Reichs-Wirtschaftsministerium einberufene Sitzung der Papier-Hersteller und -Verbraucher die ganze Normenbewegung zu Fall gebracht haben, da die Hersteller die Versammlung verließen, die Abgbleibenden nur eine „Vereinbarung ohne Zwang“ schlossen und die Behörde in dem Streit keine Stellung nahm.